

## Das Leitbild Nachhaltigkeit in der kommunalen Kulturpraxis

Dr. Dorothea Kolland

Die Universalflöckelhaftigkeit, zu der der Begriff "Nachhaltigkeit" in der Rio-Nachfolge-Diskussion gerierte, stellt eine nachhaltige Hürde dar, aus diesem Leitbild heraus Handlungsstrategien zu entwickeln. Besondere Kapriolen werden der Nachhaltigkeit zugemutet, wenn sie im Kunst- und Ästhetik-Kontext eingesetzt wird, gar zur Kategorie der Ästhetik wird. Deutscher Idealismus mischt sich mit political correctness, das Gute, Wahre und Schöne erlebt fröhliche Urstände, solange es mit ökologisch korrekten Materialien produziert wird. Das "Tutzinger Manifest", das die Berücksichtigung der Kultur im Agenda-Prozess fordert, bringt diese Melange auf den Siedepunkt, wenn dort gefragt wird: "Worin unterscheiden sich nachhaltige Lebens- und Wirtschaftsstile ästhetisch von den vorherrschenden nicht-nachhaltigen Produktions-, Arbeits- und Lebensformen?" (Hervorhebung D.K., Tutzinger Manifest) Wie vereinbaren sich Kunstentwicklungen der Gegenwart mit der Behauptung, daß attraktive Nachhaltigkeit die "Kategorie Schönheit zum elementaren Baustoff einer Zukunft mit Zukunft" (Tutzinger Manifest) werden läßt? Wird Adornos fundamentale Aussage, daß man nach Auschwitz keine Gedichte mehr schreiben könne – und damit ist letztlich gemeint, daß Kunstschönheit nicht mehr ungebrochen als Wertmaßstab gelten kann –, damit in den Müll der Geschichte entsorgt? Wird die dekonstruktivistische Kraft von Kunst, die so manchen schönen Schein auseinander montiert hat, als nicht-nachhaltige Produktionsform verdammt?

Es ist notwendig, von dieser unreflektierten Deklarationsebene auf eine Reflexions- und Handlungsebene zu stoßen, die nicht einfach alles, was gefällt und was korrekt erscheint, subsumiert, sondern die neue Wege sucht. Die Einbeziehung ökologischer und globaler Themen und die Verwendung entsprechend umweltfreundlicher und recycelbarer Materialien reicht keinesfalls aus; es geht um die Erarbeitung anderer, neuer Handlungsmodelle. Wenn diese entwickelt werden, so kann mit einem gewissen Recht die Berücksichtigung von Kunst und Kultur als Faktor nachhaltiger Entwicklung eingefordert werden. Der notwendigen Suche nach neuen Denk- und Verhaltensmustern hilft nicht weiter, wenn alle der Kunst und Kultur innewohnenden Möglichkeiten über den Kamm "Nachhaltigkeit" geschert werden. Daß Kultur in Rio vergessen wurde, ist kein Zufall, sondern deckt sich –leider– mit der Bedeutung, die Kunst und Kultur im Verhältnis zu Ökonomie und Politik zugemessen wird. Und daß die Hegemonialmacht von Kultur aufgrund von historischen Erfahrungen vor allem von den Nicht-Europäern gefürchtet wird und eher nicht als Konsensziel akzeptiert wird, trägt hierzu sicher erheblich bei.

Wenn bei dem aktuellen definitorischen Stand postuliert wird, wie nachhaltig Kunst und Kultur an sich ist, gefährdet man wichtige existentielle Potenzen unseres Untersuchungsgegenstandes. Im Eigensinn von Kunst und Künstlern, in den transzendierenden, aufklärerischen und kommunikativen Möglichkeiten von Kunstproduktion, in ihrem Querdenken und –sehen konstituiert sich Relevanz von Kunst. Aber: Eigensinn und Eigenwille können sehr unsozial sein; manchmal kann und muß Kunst soziale und kulturelle Zusammenhänge dekonstruieren, wenn nicht zerstören, um neue und vielleicht wahrere Perspektiven zu finden. Kunst muß misslingen dürfen, Kunstentwicklung braucht Experiment, Risiko, Spontaneität, auch manchmal das Nicht-Bedenken von Folgen: All dies kann im konkreten Fall unvereinbar mit gesamtgesellschaftlicher Verantwortlichkeit und Nachhaltigkeit sein.

Trotz erheblicher Probleme mit der fehlenden Präzision des Nachhaltigkeitsbegriffs, trotz heftigen Widerstands gegen die Kopplung eines "Leitziels Nachhaltigkeit" mit Schönheit, Wahrheit und – unausgesprochen – political correctness - halte ich das Nachdenken darüber, wie Kultur am Agenda-Prozess beteiligt sein kann und sich beteiligen sollte, für unabdingbar, - aus einer selbstbewußten Haltung heraus, mit der über konkrete Felder nachgedacht wird, in denen sich Kultur, Agenda und das Leitbild Nachhaltigkeit treffen oder treffen sollten und sich gegenseitig befruchten könnten.

Das Ziel dieses Beitrags ist, diese Felder im Handlungsfeld der kommunalen Kulturarbeit und -kulturpolitik, auszuloten und diese zu befragen, ob und wenn ja welcher Beitrag zur Annäherung an das Leitbild Nachhaltigkeit von der lokalen Kulturpraxis geleistet werden kann. Die Umkehrung der Frage interessiert mich jedoch genauso: Wie kann das Leitbild Nachhaltigkeit und seine Umsetzung unsere kommunale Kulturpraxis verändern – jetzt und heute. Welche Handlungsmöglichkeiten haben wir, wenn wir die Agenda-Ziele für richtig und notwendig halten? Da die lokale Ebene eine Schlüsselfunktion im Agenda-Prozess einnimmt, lohnt sich zumindest etwas gründlicheres Nachdenken.

"Nachhaltigkeit" verwende ich im folgenden in der Bedeutung von "Zukunft bedenkend und stiftend". Dies kann durch Bewahren, aber auch durch Infragestellen und Innovation geschehen. Damit ist das Spannungsfeld bestimmt, in dem sich die folgenden Ausführungen bewegen werden.

### 1. Toleranz und Vielfalt der Kulturen

Der "Rat für Nachhaltige Entwicklung" der Bundesregierung betont in seinem "Dialogpapier" ausdrücklich die Notwendigkeit des Verständnisses der kulturellen Unterschiede, im Sinne einer nachhaltigen Erhaltung einer kulturellen Diversität. Diese bedeutet nicht nur die weltumspannende, sondern auch die lokale Auseinandersetzung mit Globalisierung vor Ort in den Städten und Kommunen und Erziehung zu "Toleranz und Anerkennung des Andersartigen".

Bei aller Erfahrung, bei allem Bemühen um produktives Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher kultureller Prägung stehen wir hier noch am Anfang; die verschiedenen Positionen von Anpassung, Bewahrung eigener Traditionen und Hybridisierungen wurden in der "Leitkulturdebatte" vor einem Jahr sehr deutlich – wobei ein enges Leitbild "Leitkultur" deutlich im Gegensatz steht zu Nachhaltigkeitsbemühungen um kulturelle Diversität. Einfache Antworten sind nicht möglich. Was global eine Bewahrung gefährdeter Kulturen und Populationen meint, könnte auf der lokalen Ebene eine Ghettoisierung unterschiedlicher Communities bedeuten; was als Kulturhybridisierung hochinteressante neue Kunst hervorbringt, kann Verlust kultureller Identität beschleunigen. Wir befinden uns, ob wir wollen oder nicht, in einem Hochseilakt der lokalen Globalität. Sicherheit für die Richtigkeit unseres Handelns gibt es nicht<sup>1</sup>. In unseren multikulturellen Metropolenregionen liegt in diesem Arbeitsbereich ein Schwerpunkt, der viele Schwierigkeiten, aber auch Entwicklungspotenziale für Zukunft birgt.

### 2. Zwischen Erbe und Zukunft

Die Pflege des "gemeinsamen kulturellen Erbes" gehört zum Kern des Leitbildes Nachhaltigkeit. Damit haben wir ständig in den Kommunen zu tun: mit Denkmalschutz, mit spezifischen Kulturtraditionen wie z.B. einem ausgeprägten Chor- und Vereinswesen, mit Heimatmuseen und Heimatvereinen, mit für unsere Kultur traditionellen Institutionen wie dem Dreispartentheater, mit den Bibliotheken als Schatztruhe

unserer Sprache. Im Alltag der Finanzzwänge der Kommunen stehen wir allzu häufig vor der Alternative von Kappung, manchmal gar Schließung von Bewährtem, um Entwicklung anderswo zu retten; vor der Alternative der Förderung von Innovation oder Rettung des Erbes. Diese so oder so fatale Falle muß uns bewußt sein; offener und experimentierfreudiger müssen wir versuchen, Innovation und Tradition nicht zu Gegnern werden zu lassen. Die der einen oder anderen Seite gewidmeten Institutionen müssen sich gegenseitig öffnen; die Staatsoper muß experimentellem Musiktheater ebenso offenstehen wie in der lyric line Sonette von Shakespeare ihren Stellenwert haben sollten. Das Ziel Vielfalt und Diversität gilt auch für das Kulturleben.

Kultur in den Kommunen kann einen spannenden Beitrag zur Bewahrung von historischer Bausubstanz und Architekturgeschichte schon dadurch leisten, daß sie alte Gebäude neu nutzt und damit der Öffentlichkeit zugänglich macht. Manchmal könnte man ja den Denkmalschutz verfluchen, der Nutzungen einschränkt (der deutsche Denkmalschutz ist ja auch besonders rigide), aber die Atmosphäre eines alten, Geschichte atmenden Gebäudes ist durch funktionale Neubauten nur in Top-Ausnahmefällen zu erreichen.

Kulturarbeit kann auch retten: Aufgegebene Industriebrachen können mit anderem Leben erfüllt werden, wie dies beispielhaft mit der Zeche Zollverein in Essen geschieht. Vor einiger Zeit verhinderten wir den Abriß der ältesten Häuser unserer Magistrale Karl-Marx-Straße, als wir in einer wortwörtlichen Last-Minute-Aktion die Geschichte und Denkmalträchtigkeit dieses Ensembles präsentierten und eine Minute vor 12 Denkmalschutz erwirkten – zum großen Zorn der Investoren. Heute ist das kleine gerettete Quartier, das überwiegend kulturell genutzt wird, Schmuckstück am Revers unserer Bezirkspolitiker, die damals sehr zornig auf uns waren.<sup>2</sup>

Besondere Bedeutung messe ich in diesem Zusammenhang des Bewahrens dem Aspekt lokaler Identität bei, in der die Beschäftigung mit Lokalgeschichte eine wichtige Rolle spielt – aber einer Lokalgeschichte, die stets auch in die Zukunft gewandt ist. Wenn wir uns mit Wirtschaftsgeschichte beschäftigen, so immer auch mit der Zukunft unserer Wirtschaftsregion, wenn wir Widerstand erforschen und ehren, so immer mit der Frage, wie Widerständigkeit und Neinsagen heute aktiviert werden kann, wenn Schulgeschichte dargestellt wird, so wird natürlich auch Schule heute aufs Tapet gebracht, nach Möglichkeit immer unter Einbeziehung der jeweils handelnden Personen. Ich bin überzeugt, daß selbstbewußtes und kritisches Wissen um regionale und lokale Identität – dazu gehört auch Wissen über ihre Untiefen - eine notwendige Basis für einen Globalisierungsprozess ist, der kulturelle Identitäten nicht zerstört, sondern aus der Geschichte heraus Zukunft entwickelt. Das ist Nachhaltigkeit im besten Sinne.

### 3. Die Ressourcenfrage

Eine unserer Aufgaben – aber wirklich nur eine unter vielen – ist die Fokussierung des Themas Ökologie/Natur/Lebensraum in unserer Arbeit bzw. die Motivation anderer, sich damit auseinanderzusetzen. Kultur hat besondere Möglichkeiten, Öffentlichkeit zu motivieren und/oder aufzuschrecken und Zusammenhänge sichtbar werden zu lassen.. Diese sollten wir im Interesse der Zukunftssicherung nutzen. Wir holten uns viel Ärger ein, als wir in einer Phase, als die Gefährlichkeit von Asbest bekannt wurde, ohne daß man bereit war, Konsequenzen zu ziehen, in unserem Museum eine Ausstellung über Asbest<sup>3</sup> zeigten – übrigens mit Unterstützung des Bundesumweltamtes. Wir hatten nicht nur riesige Asbestschulen in Neukölln, bei uns produzierte auch Berlins größter Asbesthersteller, die Firma Eternit. Damit hatten wir

auch die ganzen wirtschaftlichen und sozialen Probleme auf dem Tisch– die meisten der Eternit-Arbeiter waren Neuköllner und fürchteten mehr um den Arbeitsplatz als um ihre Gesundheit.

In von Kulturpädagogen, Künstlern und Umweltpädagogen konzipierten hands-on-Ausstellungen wie “Küchenleben” sensibilisierten wir Kinder für Ökologie im Alltag, in der “Berliner Luft” lernten Kinder viel über Berliner Luft – von Luftgespenstern über Luftbrücken und Luftkreuze bis hin zu Luftverschmutzung.<sup>4</sup> Als “lokale Kompetenzzentren” haben kommunale Kultureinrichtungen große Möglichkeiten, sich in Erkenntnis- und Vermittlungsprozesse einzuklinken und sowohl qualitativ wie quantitativ akzenturierte Arbeit zu leisten. Diese Möglichkeiten müssen aber auch ergriffen werden.

#### 4. Lokale Kulturwirtschaft

Im Zeitalter multinationaler global agierender Kulturkonzerne – in vorderster Front stehen die Medien- und Musikkonzerne – sollte der Entwicklung und Stabilisierung der lokalen Kulturwirtschaft eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, nicht im Sinne eines miefigen Lokalpatriotismus, sondern im Sinne der Bewahrung lokalen Eigensinns und der Vielfältigkeit von Kunst und Kultur.

Durchforscht man die Kulturlandschaft der eigenen Kommune, so stößt man – abgesehen von den Künstlern, die ja durchaus auch unternehmerisch in eigener Sache aktiv sind und einen nicht zu vernachlässigenden Wirtschafts- und Arbeitsmarktfaktor darstellen - auf merkwürdige Sumpfb Blüten, auf bodenständige kleine Unternehmen wie Buch- und Musikalienhandlungen, aber auch auf fantastische seltene Orchideen – Kleinverlage mit besonderem Profil, Designer, Modemacher, Filmproduzenten, und, in der jüngsten Zeit, auf einen in der Regel unsichtbaren lokalen Musikmarkt, der von Produktion bis Distribution und Rezeption alles umfasst. Absurderweise hat gerade die internationale Entwicklung der Musik-HighTec und des Internet eine unabhängige Musikszene entstehen lassen, die einen ernstzunehmenden lokalen Wirtschaftsfaktor darstellt. Eine Studie der Humboldt-Universität<sup>5</sup> belegt für Berlin diese Entwicklung. Blicke über die Grenzen etwa nach Birmingham und Liverpool<sup>6</sup> zeigen, wie diese lokalen Musikproduzenten in Kellern und Hinterzimmern zu Kompetenz- und Kreativitätszentren einer Kommune werden können, aus der Zukunft gewonnen werden kann. Doch schon die Aufforderung an Schulen und Bibliotheken, ihre Bücher vor Ort und nicht in den Konzernfilialen zu kaufen, hilft, lokale Kulturstrukturen zu erhalten. Solange die Buchpreisbindung gilt, kosten die Bücher überall gleich viel.

#### 5. Kulturförderung zwischen Impuls und Verstetigung

Das Leitbild Nachhaltigkeit ist zumindest verschwistert mit Zukunftsfähigkeit, verschwägert mit Verlässlichkeit und möglicherweise sogar verwandt mit Langfristigkeit. Damit steht sie auf Kriegsfuß mit Kulturförderung, die ja im Regelfall als Projektförderung realisiert wird. Sie bedient den schnelllebigen Eventcharakter modernen Kulturlebens, ist von Moden abhängig, bedient oft Eitelkeiten und Machtbedürfnisse der Gremien, die sie vergeben, vor allem, wenn diese von Politikern besetzt sind, ist unberechenbar und verbietet effektive mittel- bis langfristige Planung. Fördermittel werden verpulvert, weil Synergieeffekte zu wenig genutzt werden und weil sowohl die Geförderten wie die Fördernden isoliert agieren. Eine Überprüfung dieser Förderpraxis ist dringend notwendig.

So verbieten z.B. viele Fördertöpfe der Projektförderung wiederholte oder längerfristige Förderung. So können sinnvoll begonnene Entwicklungen nicht fortgesetzt werden, weil Richtlinien und Gesetze dagegen stehen. Dies ist sinnvoll,

sollen nicht die Fördertöpfe, die ja nicht zuletzt Neues ermöglichen können, durch immer wieder aufrückende Erbhöfe verstopft werden. Andererseits werden manche Projekte durch zu kurz laufende Förderung zerstört oder können ihre losgetretenen Wirkungen nicht verstetigen, wie es z.B. Jahr für Jahr dem Berliner "Karneval der Kulturen" ergeht. Bei sorgfältiger Evaluierung müssen differenzierte Förderzeiträume möglich werden.

Ein anderes Problem der Projektförderung ist die Ex- und Hopp-Mentalität innerhalb der Projekte und der hohe Anteil von Infrastrukturkosten innerhalb der Projektkosten, die bei jedem Projekt von neuem auftreten (Raummiete, Miete von Geräten etc.)

Könnte nicht ein Schwerpunkt der Fördermaßnahmen auf Schaffung einer langfristig und für viele nützlichen Infrastruktur räumlicher und technischer Art gelegt werden, die viele Kosten innerhalb vieler Projekte wegfallen ließe? Warum kann nicht mehr kompetente Beratung der Projekte angeboten werden, gerade im semiprofessionellen und soziokulturellen Bereich?

Ich spreche hier jedoch keinesfalls für Wegfall von Projektförderung, denn sie ist fast die einzige Möglichkeit, Innovation und Kreativität innerhalb der so notwendigen freien nichtinstitutionalisierten Szene zur Realisierung zu verhelfen. Hier muß Mut zum Risiko und Bereitschaft zur Fehlinvestition jenseits aller Verlässlichkeit und Langfristigkeit bei den Förderern vorhanden sein, hier geht es um Investition in Visionen. Ich hätte im übrigen beim gegenwärtigen Stand des Definitionsprozesses erhebliche Bedenken, die Kategorie "Nachhaltigkeit" etwa als Förderkriterium einzuführen. Solange Nachhaltigkeit vorschnell mit Langfristigkeit gleichgesetzt wird oder im- oder explizit mit welcher Correctness auch immer verbunden ist, solange kann dies hehre Ziel nicht als Qualitätskriterium für Kunst dienen.

Es geht um ein austariertes Verhältnis von Experiment und Verlässlichkeit. Der Kommune, dem Staat kommt die Hauptverantwortung in Sachen Verlässlichkeit zu; sie hat für Infrastruktur, für Räume, für Rahmenbedingungen zu sorgen, aber auch für kontinuierliche Beratung. Sie muß zu ihrer im Grundgesetz verankerten Funktion stehen, die Rahmenbedingungen für Kunst und Kultur zu garantieren. Wenn es aufgrund leerer Kassen aber dazu kommt, daß nur noch Infrastruktur bereitsteht und verwaltet wird (oder man sich gar nur noch selbst verwaltet), für die Produktion von Kunst, für die Kulturarbeit jedoch kein Geld mehr da ist, so kommt sie ihrer Aufgabe, Möglichkeiten für Zukunft auszuloten oder ausloten zu lassen, nicht mehr nach.

## 6. Innovation als Kompetenzzentrum und Schatztruhe

Ein weiteres vermintes weites Feld zwischen Experiment und Kontinuität ist der ganze Bereich der Modellversuche. So notwendig es ist, Anreize zum Ausloten neuer Arbeitsfelder und Handlungsmodelle zu schaffen, so ungeheuerlich ist die Wegwerfmentalität nach Abschluss der Projektphase: Wie viele langfristig produktiven oder wiederverwertbaren Energien sind im Müll von Akten und Abrechnungen verschwunden.

Der für mich eklatanteste Fall in dieser Hinsicht ist der Modellversuch "Künstler & Schüler", der vor 25 Jahren vom damaligen Ministerium für Bildung und Wissenschaft aufgelegt wurde, mit einem Riesenerfolg für die Institution Schule, für Lehrer, Schüler und Künstler. Die Kohl-Wende in Bonn beerdigte ihn, einige Dokumentationen, einige wenige realisierte Inseln und viele hochqualifizierte Künstler, deren hier erworbene Qualifikation aber nicht mehr gefragt war, blieben übrig. In regelmäßigem Abstand kommt seitdem irgend jemand in Bund, Ländern oder Kommunen auf die wunderbare Idee, künstlerischen Sachverstand für die Persönlichkeits- und Kreativitätsentwicklung unserer Kinder in der Schule zu nutzen, und es wird ein neues kleines oder größeres Projekt aufgelegt – immer wieder vom 0-Punkt

angefangen, immer wieder mit ähnlichen Schwierigkeiten kämpfend. Außer den Betroffenen regt sich niemand über mangelndes Recycling-Bewußtsein und sparsamen Umgang mit Ressourcen auf. Und immer wieder wird vergessen, über Verstetigung nachzudenken – Bund und meist auch Land ziehen sich mit dem Verweis auf föderalistische Prinzipien aus der Verantwortung, ihre Rolle sei es nur, Anstöße zu geben. Die Last, aber auch die Chance von Kontinuität liegt also auf den Kommunen, die dazu aber finanziell nicht in die Lage sind oder versetzt werden. Wenn wir uns ernsthaft um Nachhaltigkeit und Zukunft bemühen, so muß hier ein Umdenken erfolgen. Jedem teurer Modellversuch müßte auferlegt werden, bei Gelingen – hier wäre ein sorgfältiges Ranking nötig! - Übertragungsmodelle für eine verlässliche Regelarbeit zu entwickeln. Dafür müssen realisierbare Größenordnungen, Partner, Mittel und Finanzierungsmodelle gesucht und gefunden werden.

In Kenntnis der Möglichkeiten, die Künstler in ihrer ganz anderen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen haben – weil sie nämlich als Künstler und nicht als Pädagogen agieren -, versuchen wir in unserem Bezirk seit ein paar Jahren, eine Partnerschaft zwischen lokalen Kulturinstitutionen und Schulen in Sachen Schülertheater aufzubauen, die das vorhandene Kulturnetz und die vorhandenen Ressourcen nutzt, indem sie gebündelt werden. Jedes Jahr können vier Schulen Künstler-Projektpartner gewinnen – die Neuköllner Oper, das Puppentheatermuseum, Tanzensembles und Dramaturgen/Regisseure stehen als Berater für Lehrer und Schüler zur Verfügung, wobei ein wichtiger Akzent die längerfristige “Hilfe zur Selbsthilfe” ist, nämlich die Qualifizierung der Lehrer für künstlerische Prozesse. Voll Stolz konnten wir beim diesjährigen bundesweiten Schultheatertreffen das Musical “Rabababatz auf dem Hermannplatz” bewundern, das eine Grundschule aus einem sozialen Brennpunkt (60% nicht-deutsche Kinder) gemeinsam mit der Neuköllner Oper erarbeitet hatten – für beide Seiten eine in jeder Hinsicht unvergessliche Erfahrung.

Das Beispiel steht für die Möglichkeit, mit den vorhandenen Ressourcen, die aber nicht gigantisch sein brauchen, lokale stabile Strukturen aufzubauen, die für alle Beteiligten von großem Interesse sind, auch für die Kulturinstitutionen: Schließlich sind ihre Partner ihr zukünftiges Publikum.

Solche Verstetigungsmöglichkeiten in den kulturellen kommunalen Alltag hinein, die auch von den finanziellen Möglichkeiten her langfristig realisierbar sind, sollten verpflichtend in jedem Modellprojekt mitgedacht werden.

Und –last not least - vor Etablierung eines neuen Modellprojektbündels muss überprüft werden, ob es das nicht schon erfolgreich gegeben hat oder ob es nur dem Profilbedürfnis von Politikern dient. Nicht jedes Jahr des So und so, nicht jede Kampagne der UNO, der UNESCO oder des Europarates muß gleich ein neues Modellprogramm nach sich ziehen. Hier ist echte Müllreduzierung und Recycling angesagt!

## 7. Kunst als Motor von Stadtentwicklung/Stadterneuerung

Unser nationaler “Rat für Nachhaltige Entwicklung” umschreibt das Leitbild “Nachhaltigkeit” mit “Wirtschaftliche Entwicklung in intakter Umwelt, Lebensqualität und sozialer Zusammenhalt in globaler Verantwortung” (Rat für Nachhaltigkeit, Dialogpapier). Heruntergebrochen vom Welt- auf den kommunalen Maßstab deckt sich dies Leitbild weitgehend mit Aufgaben und Zielen von Stadtentwicklung und Stadterneuerung, einem wichtigen Feld der lokalen Agenda-Prozesse.

Wenn irgendwo die Einbeziehung von Kultur und Kunst in die Agenda-Diskussion zwingend notwendig ist, dann in diesem Aktionsbereich. Die Praxis in den USA und

auch europaweit hat dies längst bewiesen, Tagungen wie jüngst die der Getty Foundation in Venedig oder des Europarats in Strasbourg<sup>7</sup> ergründen die Funktion von Kultur und Kunst in sozial und ökonomisch randständigen Kommunen als Kern für Zukunft. In ähnliche Richtung forscht, beobachtet und diskutiert das Projekt "Observatoire des Politiques Culturelles", das die EU an der Uni Grenoble angesiedelt hat: Hat die Kultur die Kraft – und ist sie möglicherweise die einzige Ebene gesellschaftlichen Handelns, die die notwendige Kraft überhaupt aufbringen kann -, als Kompetenz- und Energiezentrum Zukunftsprozesse auszulösen und kontinuierlich weiterzuentwickeln?

In Deutschland gibt es in den meisten Kommunen nach wie vor Probleme, die Kultur von vornherein als Aktionspartner in Stadterneuerungsprozesse einzubeziehen, gesetzlich und planungsrechtlich ist dies nicht vorgesehen. In der Praxis aber funktioniert dies bereits hie und da, weil zunehmend auch Stadtplaner begreifen, daß zum einen Kultur und Kunst einen neuen, manchmal recht fremden, unverstellten Blick auf die Stadt, das Quartier aus einer gänzlich anderen Perspektive mit einer gänzlich anderen Brennweite ermöglichen, und daß zum anderen Kulturprojekte eine sinnstiftende, aktivierende Funktion für viele Menschen haben können. Gerade in Problemzonen kann verlorene Identität und Identifikation durch Kulturprojekte entwickelt und aufgebaut werden.

Mindestens genauso wichtig aber ist es, den anderen, möglicherweise fremden, aufklärerischen Blick der Kunst einzufordern. Ihn in Zukunftsdebatten einzubringen müßte wesentliche Aufgabe von Kulturarbeit in einer Kommune sein.

Wir lernten in diesem Sommer und Herbst unseren Bezirk neu kennen durch ein Bündel von 17 temporären Kunstprojekten. Eine Idee von Künstlern aufgreifend und geförderte vom Hauptstadtkulturfonds realisierten wir im Jahr 2001 die Projektreihe "Areale Neukölln". In einer Findungsphase lernten die Künstler Neukölln kennen, sie konnten Einblicke nehmen in seine topografische, soziale, mentale Verfasstheit. Es entstanden Projekte, die zwischen "Kontextkunst", kommunikativen und interaktiven Ansätzen bis hin zu Entwicklungen von "Kunst als Dienstleistung" changierten. Die Arbeiten wurden zum think tank für sehr viele Menschen; für die Künstler, für ihre Partner, die Neuköllner, und für all die Menschen in- und außerhalb von Behörden, deren Unterstützung für die Realisierung notwendig waren. Allein die Einholung der unendlich vielen Genehmigungen wurde zum temporären Kunstprojekt der eigenen Art; zu meinem Erstaunen waren durch die andere Kommunikationsform der Künstler Ausnahmegenehmigungen möglich, an die ich vorher nie geglaubt hätte.

Künstler haben die Herausforderung Neukölln, einem der ärmsten und verrufensten Bezirke Berlins, als Kontext für Kunst angenommen und kommentierten in den letzten Monaten diesen Kontext auf ihre Weise – den sozialen, den regionalen, den urbanen, den verqueren, den schönen und den häßlichen. Sie ließen uns Stadtraum anders erfahren. Das punktuelle Kopfschütteln verwandelte sich bei vielen in Erstaunen, Verblüffung und in eine andere Wahrnehmung der bislang einfach so hingegenommenen Normalität. Auch Ablehnung ist eine solche Wahrnehmungsveränderung.

Die "Areale" und Neukölln trafen in einem günstigen Augenblick zusammen. Zu Partnern wurden eine neue Politik der Stadtentwicklung und neue Kunstkonzepte. Beeinflusst von Handlungskonzepten in den USA, insbesondere in New York, begann man vor zwei Jahren mit einem besonderen EU-weit angelegten Förderungsprogramm, der "Sozialen Stadt", dessen Ziel es insbesondere ist, in sozialen Brennpunkten mit Anschubhilfe von außen Hilfe zur Selbsthilfe zu organisieren. Vier von 15 dieser sozialen und urbanen Notfälle in Berlin wurden in Neukölln ausgemacht und mit Entwicklungspotential – Quartiersmanagern und einem

Quartiersfonds – ausgestattet, meiner Beobachtung nach das sinnvollste und fruchtbarste Stadterneuerungsprojekt, das ich je in Berlin erlebt habe.

Der andere notwendige Partner für die “Areale” waren und sind Veränderungen im Verständnis von Kunst und Kunstprozessen, die sich in Richtung auf Konzeptkunst entwickelt haben. Nach Jahren gesellschaftspolitischer Abstinenz haben Künstler Tafelbild Tafelbild und Schönheit Schönheit sein lassen und begonnen, den sozialen Raum als ihr Atelier der anderen Art zu verstehen, nicht mit dem Ziel, das auratische Kunstwerk mit Ewigkeitswert zu schaffen, sondern Kunst als “Spezialbrille” für Stadtraum und als Indikator für soziale Spannung und Stolperstein zu erproben. Wenn zu Beginn dieser Ausführungen Probleme mit der Setzung eines wo auch immer hergenommenen Schönheitsbegriffs formuliert wurden, so nicht zuletzt auf dem Hintergrund der Erfahrungen mit diesen Kunstprojekten, die keine (Kunst-)Werke im klassischen Sinne sind, uns aber Augen öffnen, Fragen stellen lassen und vor Fragen stellen, die uns in die Zukunft führen.<sup>8</sup>

Die Arbeiten dieser Künstler war zwar temporär, nachhaltig aber ist ihre Wirkung: Das “Salatfeld, so groß wie ein Hochhaus” oder das “Grüne Hochhaus” z.B. sind bereits jetzt in die Gropiusstädter Geschichte eingegangen und haben heftig Meinungen über Kunst angekratzt – gleichzeitig aber in den sozialen Kontext ihres Realisierungsraumes hineingewirkt, ohne auch nur im entferntesten das zu sein, was man gemeinhin unter “Soziokultur” versteht. So ist das Projekt zu einem riesigen Kunst-Stadtteilkulturprojekt der ganz anderen Art geworden, so wie es sich der Zukunftsforscher Robert Jungk 1974 vorstellte: “Die große Aufgabe der Kunst ist es, die Gesellschaft ständig zu konfrontieren mit anderen Möglichkeiten.”<sup>9</sup> Wenn das kein Aufruf zu nachhaltiger Kunst und Kulturarbeit ist!

#### 8. Auf der Suche nach Versuchsanordnungen für Zukunft

In einem Text von 1999 bringt Hildegard Kurt ihre Erwartungen an Kunst und Kultur im Agenda-Prozess auf einen Schlüsselbegriff, den der installierenden “Versuchsanordnung”. Ihr Fazit: “Was fehlt, sind Strukturen, die einen nicht nur punktuellen, sondern einen kontinuierlichen Dialog zwischen künstlerischen Gestaltungsmodi auf der einen und der querschnittshaften Suche nach einer zukunftsfähigen Moderne auf der anderen Seite inszenieren. An Schnittstellen zwischen dem Kunstfeld und den verschiedenen Lebenswelten müssen Rahmen entstehen, innerhalb derer über längere Zeiträume hinweg in künstlerischen und zugleich wissenschaftlichen und zugleich sozialen Versuchsanordnungen an einer Kulturalisierung der technischen Zivilisation gearbeitet wird.”<sup>10</sup>

Sowohl der Terminus “Versuchsanordnung” wie die Forderung nach einer Bündelung der unterschiedlichen Überlegungen und Prozesse beschreiben die Aufgabe, die zu leisten ist, um Zukunft zu ermöglichen, sehr präzise.

Versuchsanordnungen brauchen einen Platz, an dem sie stabil installiert werden können, und sie brauchen Zeit, um wirklich entwicklungs- und aussagefähig zu sein. Welch anderer Platz wäre dafür geeigneter als die Kommune, als der Raum, in dem Menschen ihr individuelles und soziales Leben leben. So, wie in einem wichtigen Schritt der Demokratisierung der Bundesrepublik in den 70er Jahren die Städte die zentralen Handlungsfelder nicht nur einer neuen Kulturpolitik, sondern auch neuer bürgerschaftlicher Strukturen wurde, müssen sie auch die Vorreiter auf der Suche nach Zukunft werden, dabei natürlich nicht im Bannkreis ihres Weichbildes verharrend, sondern ihre Erfahrungen globalisierend.

Wenn wir erwarten, daß andere diese Versuchsanordnungen bereitstellen, damit wir Kulturleute unsere Strahlkraft entwickeln und unsere Zukunftsfähigkeit beweisen

können, so sind wir blauäugig. Wir müssen selbst aktiv werden, unsere Kommunikations- und Provokationsfähigkeit unter Beweis stellend, aber auch unsere Zähigkeit und Ausdauer. Diesbezüglich sind wir ja meist gut trainiert. Wir müssen und können Podien für den notwendigen Dialog herstellen, dabei durchaus lernend von den lokalen Agenda-Akteuren, die sorgfältig und bemüht die verschiedenen Kräfte an einen Tisch zu bekommen versuchen, dabei aber zu oft in Ökologietechnokratie und alter Bürgerinitiative-Mentalität stecken bleiben und gesellschaftliche Visionen nicht selten nur in CO<sub>2</sub>-Konzentrationen messen können.

Wir sind vor zwei Jahren in die Offensive gegangen und haben die Lokale Agenda zu einem Projekt eingeladen, das sich über die Zukunft der Gropiusstadt Gedanken machen wollte, das Projekt "Gropiusstadt 2000 – die zweite Chance". Zentrale Frage war die Zukunftsfähigkeit dieses Quartiers. Die Gropiusstadt im Süden Neuköllns, erste große Trabantenstadt Berlins mit ca. 40 000 Einwohnern, ist in die Jahre gekommen. In ihrer Grundidee immer noch als Ikone moderner Architektur und Stadtplanung geltend, wurde jedoch die urbane und soziale Entwicklung vernachlässigt, insbesondere nach 1989. Leerstand, hohe Mieterfluktuation, Überalterung, punktuelle Konzentration sozialer Probleme, für Neukölln ungewöhnliche Xenophobie kennzeichnen die Problemlage. Bei so manchem Gropiusstädter kam das Gefühl auf, bei der Zukunftsplanung Berlins vergessen zu werden - aber auch die Kehrseite dieses Gefühls wurde spürbar: die Angst vor Neuem.

Nachdem ein erster Versuch von Stadtplanern vor 12 Jahren aus vermeintlich finanziellen, letztlich aber konzeptionellen Gründen versagt hatte, initiierten wir soziokulturelle und künstlerische Projekte, um die Vision einer "zweiten Chance" sichtbar werden zu lassen. Zugleich sollte das Projekt die Identifikation der Menschen mit ihrem Wohnumfeld intensivieren. Der potentielle Stolz, Gropiusstädter zu sein, schien uns Voraussetzung für eine produktive Zukunftsdiskussion. Dabei versuchten wir grundsätzlich mit dem Ansatz der "positiven Verstärkung" zu arbeiten: Was schlecht ist, wird ständig beredet und ist überall präsent – wir wollten herausfinden, was Menschen positiv mit der Gropiusstadt verbindet, was sie schön finden, was sie lieben (und davon gibt es einiges), was sie für entwicklungsfähig halten, in der Hoffnung, daß diese positiven Faktoren Ansatzpunkte für Stadtplaner, Architekten, Wohnungsbaugesellschaften und die politisch Verantwortlichen sein könnten, über Veränderungen in der Gropiusstadt in einem von Bewohnern gewünschten Sinn nachzudenken.

Kunst und Kultur wurden als Kommunikations- und Handlungsfelder für Zukunfterprobung angeboten. Wir luden zu einem Fotowettbewerb "Viele Grüße aus der Gropiusstadt" ein und ließen aus den Preisträgerfotos eine Ansichtskartenserie herstellen, baten zur Aktion "Schöne Ecken", in der uns Gropiusstädter ihren Lieblingsplatz fotografieren sollten, wir hingen als Riesenposter wunderschöne Portraits von Gropiusstädtern aller Altersgruppen und Nationalitäten an Hochhausbalkone, Kirchtürme und Fahrstuhlschächte. Und zusammen mit der lokalen Agendagruppe luden wir zu verschiedenen Expertenrunden – wobei die Gropiusstädter ebenso Experten waren wie Wissenschaftler und Politiker, der Mietervertreter wie der Urbanist von der TU, der Arbeitsmarktforscher ebenso wie die Regionalgruppe der "Grauen Panther", der Wirtschaftsexperte wie der engagierte Betreuer eines Abenteuerspielplatzes, der Pfarrer ebenso wie der Sozialdezernent, um über gesellschaftliche, wirtschaftliche und ökologische Zukunftsfragen zu diskutieren. Es gelang, insbesondere inspiriert und provoziert durch die Fotos der "schönen Ecken", Menschen miteinander ins Gespräch zu bekommen, die nie daran gedacht hatten, daß ein Gespräch möglich oder sinnvoll sein könnte; die

Fahrradwegpolitik war genauso wichtig wie das Selbstmörderhochhaus, die Erfragung der spezifischen regionalen Arbeitslosigkeit ebenso wie die Geschäftspolitik des größten Einkaufszentrums Berlins, der "Gropiuspassagen", die von den Hütern der Umwelt in Neukölln gehasst werden (aber als Kommunikationsort die am häufigsten genannte und fotografierte "schöne Ecke" der Gropiusstädter war – neben dem Blick aus dem Hochhausfenster in die Weiten der brandenburgischen Felder). Zum Abschluß des Projekts wurden Senatsverwaltung, Bezirksregierung, und Wohnungsbaugesellschaften als Eigentümer mit den Arbeitsergebnissen konfrontiert.

Das Wunder geschah: Erstmals ist in die Gropiusstadt Bewegung gekommen, und zwar nicht auf der voluntaristischen, sondern auf der faktischen Ebene. Was alle Versuche von Wohnumfeldverbesserungsmaßnahmen der Vergangenheit nicht schafften, geschieht seitdem nach und nach – und vor allem kümmert man sich erstmals um die Menschen, nicht nur um Müllcontainer. Einer unserer Projektmitarbeiter ist von einer Wohnungsbaugesellschaft, dem Eigner der meisten Wohnungen der Gropiusstadt, als Stadtteilmanager geholt worden. An Zukunft wird gearbeitet, nachhaltig. Übrigens werden Kunstinterventionen ihren festen Ort bekommen in diesem Veränderungsprozess, der noch lange nicht abgeschlossen ist. Für die Streiter der Lokalen Agenda 21 war dieses Projekt eine erstaunliche Erfahrung, weil plötzlich etwas in Bewegung geriet, was ihnen trotz vieler Bemühungen nicht gelungen war: Es wurde öffentlich um Problemlösungen gerungen – in einer Öffentlichkeit, die Kulturarbeit möglich gemacht hatte, in einer Direktheit und aus einem unüblichen Blickwinkel heraus, der von der Kultur entdeckt worden war. Lebendigkeit und Kreativität gewann dieser Prozess aus Kunst- und Kulturbausteinen.

Der Dialog von Kultur und der lokalen Agenda mit dem Ziel der gemeinsamen Suche nach zukunftsfähiger Moderne wurde etabliert. Wir konnten für unser lokales Aufgabenfeld eine Versuchsanordnung entwickeln, in der Zukunft erdacht und erarbeitet werden kann. Getreu dem Agenda-Prinzip bin ich davon überzeugt, daß man auf der konkreten, lokalen Ebene beginnen muß, und zwar in Netzwerken. Wenn die kommunale Kulturarbeit die Erarbeitung solcher Versuchsanordnungen als ihre ureigenste Aufgabe begreift, wenn die "große" Debatte um Nachhaltigkeit und Zukunftsermöglichung diese Potenzen von Kultur nutzt, bin ich langfristig nicht besorgt, daß auch die Stimme der Kultur im Agenda-Prozess, im Ringen um nachhaltige Zukunft ernst genommen werden wird.